

Thomas Maissen

## Weltkrieg und nationales Gedächtnis

Eine Insel schien sie zu sein im oft gefährlich aufgewühlten und doch so vertrauten Meer der Zeitgeschichte, das anderswo als schrecklicher Abgrund erfahren wurde. Doch ab 1989 erwies sich die Schweiz eher als Boje, deren einst feste Verankerung sich zu lösen begann: Neutralität, Antitotalitarismus, gute Dienste – ein scheinbar zeitloses, dicht geflochtenes Stahlseil hatte im salzigen Wasser der internationalen Politik Rost angesetzt und liess sie bald treiben, ohne Kompass in einer konturlosen, zeitweise rauen See, die neu ausgelotet werden muss. So unerwartet der Fall der Mauer kam, so überraschend schnell erfolgte dieses Rückgleiten in das unfreundliche Nass, gleichsam symbolisch markiert durch die fünfzigjährigen Jubiläen von Ereignissen, welche die Eidgenossenschaft aus dem fatalen Gang der europäischen und globalen Verwirrungen herausgelöst zu haben schienen: 1989 die Diamantfeiern, der durch die Armeeabschaffungsdebatte bereits empfindlich gestörte Dank an die Aktivdienstgeneration, und 1995 die eher widerwillig programmierten Gedenkanlässe zum Kriegsende mit Bundesrat Villigers ebenso wegweisender wie gewundener Erklärung: Auch die Schweiz hat Schuld auf sich geladen. Kein Jahr später schien das Land wieder genau dort angelangt, wo es fünfzig Jahre zuvor um internationale Respektabilität ringen musste: Themen des Washingtoner Abkommens vom Mai 1946, nachrichtenlose Guthaben und Raubgold, schufen der Schweiz unerwünschte Publizität, hohe Kosten, innere Streitigkeiten und eine anhaltende, ebenso bittere wie fruchtbare Debatte über die eigene Geschichte.

### *Ein Reservat der Dabeigewesenen*

Es ist dies, nicht zuletzt aus biologischen Gründen, das entscheidende, letzte und aussichtslose Gefecht derjenigen, die «dabei» gewesen sind, gegen den entfremdenden, verletzenden Zugriff der professionellen Historiographie auf ihre Biographie. Die Geschichte der Schweiz im Krieg ist viel länger als in allen anderen Ländern beinahe exklusives Eigentum der Aktivdienstgeneration geblieben. Sie hat mit Edgar Bonjour dieses Schicksal unter dem Leitstern der Neutralität episch gezeichnet und mit Hans Rudolf Kurz als militärische Leistung in Erinnerung behalten; sie hat ihrem Zeitgenossen Werner Rings zur populären Aufarbeitung mündlich Auskunft gegeben; sie hat mit Alice Meyer die Verräter gebrandmarkt und aus der nationalen Schicksalsgemeinschaft ausgeschlossen; und sie hat mit Carl Ludwig auch unbe-

strittene Schwachstellen minutiös dokumentiert. Vor allem aber haben unsere Urgrosseltern, Grosseltern oder Eltern, auch wenn sie 1945 noch Kinder waren, erzählt und geplaudert: Am Famili-entisch, in der Schule oder im Militärdienst ist die subjektive Erfahrung der schwierigen, aber zuletzt heil überstandenen Kriegsjahre ein stets wiederkehrendes, beliebtes und dabei keineswegs immer unkritisches Gesprächsthema gewesen – der zentrale Bestandteil des «kommunikativen Gedächtnisses» (Maurice Halbwachs) der Schweizer und Schweizerinnen. Insgesamt recht erfolgreich hat diese Erinnerungskultur der Zeitzeugen jahrzehntelang den Versuchen widerstanden, mit anderen Deutungen Breschen in die insgesamt glorreiche Vergangenheit zu schlagen – ob diese Nestbeschmutzungen nun von Querdenkern wie Max Frisch, von Achtundsechzigern wie Niklaus Meienberg oder von aufmüpfigen Wissenschaftlern wie Hans Ulrich Jost stammten.

Wie stark der Zweite Weltkrieg ein Reservat der Dabeigewesenen blieb, zeigt sich besonders in der deutschen Schweiz bei den akademischen Lorbeeren: Welcher nachgeborene Historiker hat vor 1989 einen Lehrstuhl erlangt mit einem Oeuvre, das zentral dem Zweiten Weltkrieg galt? Nicht mangelte es an Dissertationen in diesem Bereich, doch ihre Verfasser gingen andere Wege; ebenso wenig handelte es sich allein um systematische, politische bedingte Abwehr linker Kritik, denn auch Zeitgeschichtlern durchaus bürgerlichen Zuschnitts blieben höhere Weihen lange verwehrt. Dies kann durchaus auch die zufälligen Gründe haben, derer die universitäre Karriere manche birgt. Aber die lange Ab-senz von Historikern, die den Krieg nicht einmal mehr als Jugendliche miterlebt haben, von den Schweizer Lehrstühlen hat, zusammen mit der oft systematischen Geheimniskrämerei hiesiger Archive einiges dazu beigetragen, dass das Monopol der Aktivdienstgeneration auf ihre eigene Geschichte erhalten blieb.

#### *Wissenschaft als Distanzierung von traumatischer Erinnerung*

Wie anders die Situation in Italien, in Frankreich, vor allem aber in Deutschland: Lehrstühle, Institute, Forschungsschwerpunkte zuhauf, Spezialisten noch mehr, ganze Schulen, von links bis rechts. Diese starke Stellung der professionellen Forschung über die Kriegsjahre lässt sich nicht durch die reinen Proportionen erklären, indem unsere Nachbarländer mehr Einwohner und damit eben auch mehr Zeithistoriker haben. Der Unterschied liegt vielmehr darin, dass die «kommunikative Erinnerung» der Zeitgenossen nicht das Primat der Erklärung beansprucht: Wo unsere Grosseltern plauderten, da schwiegen ihre Nachbarn – aus Scham, aus Schreck. Nur zu gerne überliess man die eigenen Erinnerungen, das kollektive Gedenken Fachleuten, die mit Sachlichkeit, Wissenschaftsjargon und Fussnoten Distanz schufen selbst zum Grässlichsten. So überflüssig die Fachleute in der helvetischen Ruhmesgeschichte waren, so unabdingbar waren sie beim Umgang der anderen mit ihrer Apokalypse. Symptoma-

tisch zeigt sich dieser Unterschied in der Dichtung: Von Emigranten wie Thomas Mann und Anna Seghers abgesehen, haben sich anfangs kaum deutsche Schriftsteller analytisch an das «deutsche Verhängnis» (bezeichnenderweise die Formulierung eines Historikers, nämlich Friedrich Meineckes) gewagt – gleicher-massen zerrissen und episodisch irrte die «Trümmerliteratur» durch rauchgeschwärzte Ruinen. Dagegen wurden generalisierende und zusehends auch auf das eigene Land bezogene Auseinandersetzungen mit dem nationalsozialistischen Terror und seinen gesellschaftlichen Bedingungen schon früh und anhaltend in der Schweiz verfasst: Dürrenmatts «Alte Dame» wie Frischs «Andorra», von Diggelmann über Geiser und Hürlimann zu Otto F. Walter. Dazu kommt das cineastische Oeuvre von Dindo, die Filme von Imhoof oder Koerfer. In der Schweiz blieb die Kriegszeit damit ausgesprochen lange im Bereich der Muse oder auch des gehobenen Journalismus («Beobachter» und J-Stempel, Jon Kimches Guisan-Buch, Häslers «Boot ist voll» oder Werner Rings) – also in Genres ohne Jargon und Fussnoten, denen «Wissenschaftlichkeit» in unterschiedlichem Mass abgeht, worauf im Falle ungebührlich kritischer oder verletzender Ausserungen jeweils auch umgehend hingewiesen wurde. So erhielt sich ein im Reduit symbolisiertes Bild der wehrbereiten und selbstgenügsamen Schweiz: Die Militarisierung des Alltags, die Insellage, persönliche Opfer und vielfach gelebte Solidarität, diese realen Erfahrungen der Kriegsjahre verbanden sich zu einer durchaus positiven Deutung der entscheidungs- und gefahrvollen Zeit.

#### *Brüche und Kontinuitäten*

Für fast alle anderen Europäer waren die Jahre 1938 bis 1945 dagegen ein traumatischer Bruch, in der eigenen Biographie ebenso wie in der nationalen Kontinuität: Schuld und Mitschuld, Niederlagen und Demütigung, Tod und Raub, Krise, Kollaboration und Verrat. Von den fünf verschonten Klein- und Mittelstaaten abgesehen mussten alle Länder Europas ihre Institutionen neu aufbauen, ihre Geschichte in den Jahren 1943 bis 1949 neu einsetzen lassen. Offensichtlich ist dies bei den beiden Deutschland, geteilt und zusätzlich konfrontiert mit dem Verlust der Ostgebiete und der mahnenden Gegenwart der von dort Geflohenen. Mit dem Alleinvertretungsanspruch übernahm die BRD auch die Last der Geschichte und der finanziellen «Wiedergutmachung» zugunsten der Opfer des Nationalsozialismus; mit der Errichtung des «ersten deutschen Arbeiter- und Bauernstaates» bequeme sich die DDR zur Fiktion, alle Bande zur verbrecherischen Vergangenheit gelöst zu haben – wobei sie, de facto, durch erhebliche Reparationsleistungen an die UdSSR durchaus auch konkrete Busse leisten musste. Unterschieden sich die beiden deutschen Staaten deutlich in ihrer Bereitschaft, moralische und materielle Schulden aus der NS-Zeit zu tragen, so fanden sich erstaunliche Gemeinsamkeiten in ihrer konkreten «Vergangenheitspolitik»,

dem Umgang mit den Millionen von Parteigenossen, aber auch mit den Abertausenden, die mehr oder weniger anonym in Konzentrationslagern, SS-Einheiten oder bei der Wehrmacht am Massenmord teilgenommen hatten. Dem «Antifaschismus» der DDR, der sich propagandistisch vorwiegend gegen das echte und angebliche nazistische Fortleben im kapitalistischen Westen richtete, entsprach als Integrationsangebot weitgehend der «Antitotalitarismus» der BRD, der in bedenklichen Kontinuitäten durchaus sinnstiftend als eine Fortsetzung des antibolschewistischen «Abwehrkampfes» verstanden werden konnte. Faktisch und auch aus praktischen Gründen gewährten beide Staaten, obwohl sie sich aus einer antinazistischen Tradition legitimierten, all denjenigen Straffreiheit, die auf klare nationalsozialistische Bekenntnisse verzichteten und mit ihren Fähigkeiten und Kenntnissen zum Aufbau der neuen Gesellschaften beizutragen gewillt waren. Mit dieser oft stossend weit gehenden Reintegration einher ging jedoch in der BRD, vor allem seit der neuen Prozesswelle gegen KZ-Verbrechern um 1960 und dem Generationenkonflikt ab 1968, auch eine Aufnahme der dunkelsten Kapitel der Geschichte in das nationale Gedächtnis. So unbestreitbar es scheint, dass man am Holocaust nicht vorbeischaun kann, so wenig selbstverständlich und um so aner kennenswerter ist es: Auschwitz als eigenes Erbe zu bekennen. Es ist dies eine Leistung, die nach der Wiedervereinigung das ganze Land umfasst: Weimar erinnert an Goethe ebenso wie an Buchenwald (vor und nach 1945). Dazu hat die DDR durchaus auch ihren Teil beigetragen: Da das SED-Regime in moralisch fragwürdiger Weise jegliche Rechtsnachfolge bestritt, konnte und wollte es die NS-Zeit nie relativieren oder verharmlosen, wie dies in Westdeutschland selbst führende Politiker immer wieder taten – gerade weil sie sich zu einer nationalen Kontinuität bekannten und ihre Last spürten, oft auch in der eigenen Biographie. Gleichwohl ist es trotz entsprechenden Ansätzen nie soweit gekommen, ja sind wir heute weiter davon entfernt denn je, dass die Deutschen die Kriegsjahre auf Rommel und Dresden reduzierten und sich selbst zu Opfern Hitlers und seiner Clique erklärten. Um diese schmerzhaft Ehrlichkeit zu würdigen, genügt es, an Österreich oder Japan zu denken oder auch – ohne die Einmaligkeit des Holocaust damit zu relativieren – an die Genozide in den UdSSR, den USA oder der Türkei. In welchem Land haben die Verbrechen der Vergangenheit – bei aller Problematik von Bussritualen – so umfassend und schuldbewusst in der nationalen Erinnerung Platz?

Obwohl inakzeptabel, ist insofern der neidische Blick manches deutschen Konservativen über den Rhein nicht ganz unverständlich, wo er ein unerschütterliches nationales Selbstverständnis wahrzunehmen glaubt, das über die Greuel taten in Ludwigs XIV. Expansionskriegen ebenso hinweg schaut wie über die unzähligen Opfer von Napoleons Empire, um beide zu lichten Repräsentanten der gallischen Gloire zu stilisieren. Frankreich, das sich wie

kein anderes Land in – seit Chlodwigs Salbung (um 500 n. Chr.) – nahezu ungebrochener historischer Tradition versteht, hat zuletzt unter Mitterrand recht erfolgreich versucht, sogar die epochale Demütigung im Zweiten Weltkrieg mit der Kontinuität zu verweben. Der Neuanfang, die Vierte Republik von 1944, fügt sich zwischen die Dritte und Fünfte Republik als ein verfassungsgeschichtliches Kapitel, das mit den anderen verbunden bleibt. Personell geschieht dies durch die Résistance und vor allem durch De Gaulle, durch das freie, das wahre, das eigentliche Frankreich; Pétain, der Hoffnungsträger der Gedemütigten von 1940, ist dagegen nicht mehr Teil der nationalen Geschichte, sondern Handlanger der Besatzungsmacht; und mit ihm verschwinden die besiegten Hüter der Maginot-Linie – wo ist der Landser, der GI, der Aktivdienstler, die bei den anderen Völkern die Kriegserinnerungen so nachhaltig und weitgehend positiv prägen? «La grande guerre» – in Frankreich ist dies der 1. Weltkrieg, während die Jahre 1940 bis 1944 aus dem historischen Horizont fallen, nicht vergessen, aber erfolgreich verdrängt – gleichsam nach dem Vercors, nach London und Algier. Nicht zuletzt der französische Staat selbst sieht sich nicht als Nachfolger der Republik von Vichy und damit auch für deren Verbrechen nicht haftbar.

#### *Leistung, Verdienst – oder Gnade?*

Im Unterschied zu diesen traumatischen Brüchen und formalen Neuanfängen mit offensichtlichen, aber unvermeidlichen Mängeln, wie sie auch in vielen anderen Ländern Europas zu konstatieren wären, glaubten sich die Schweizer 1945 bestätigt zu sehen in einer langen Tradition republikanischen Widerstandswillens: Von Wilhelm Tell, der in der geistigen Landesverteidigung so präsent war, zu General Guisan führte eine gerade Linie. Ungehört verklang die Warnung Karl Schmidts, gesprochen bei Kriegsende am 9. Mai 1945: «Wir stehen nach diesem Kriege in der grossen Gefahr, uns in all dem bestätigt zu finden, was wir besitzen und was uns besitzt. Mit einem Worte: uns bestätigt zu finden im Besitz.» Noch waren die Gefahren so präsent, die man mit der übrigen Welt geteilt hatte: soziale Konflikte wie der Landestreik; materielle Not in der Weltwirtschaftskrise; die verführerischen Lockrufe der antidemokratischen Extremisten, Frontisten wie Kommunisten. Doch dem Krieg, dem schlimmsten aller Übel, war man entkommen in einem beispiellosen nationalen Schulterschluss von Rechts und Links, Stadt und Land, Mann und Frau, Deutsch und Welsch. Entkommen auch durch einen nationalen Schulterschluss? Rasch, allzu rasch und oft unkritisch wurde aus der Leistung ein Verdienst. Eine kollektive Leistung war es, im Zeitalter der Totalitarismen, die so manchen Zeitgenossen auch ausserhalb der Sowjetunion und des Dritten Reiches das Ende des liberalen Parlamentarismus und Kapitalismus anzukündigen schienen, im Zeitalter des Einheitsstaates, der Uniformen, der

Massenaufmärsche nicht unbeeinflusst, nicht unbeeindruckt, aber doch überwiegend distanziert geblieben zu sein: der Distanz bewusst, die zwischen der viersprachigen, föderalistischen Eidgenossenschaft und solchen ebenso imposanten wie furchterregenden Manifestationen der Masslosigkeit bestanden. Doch hatte man sich durch diese Leistung tatsächlich auch die Verschonung verdient? Vielmehr: Konnte es angesichts des Hitlerischen Wahnsinns irgendeine Leistung geben, die Verschonung versprach?

### *Isolation als Lehre aus der Geschichte?*

Während das Gottesgericht von 1939 bis 1945 die anderen europäischen Völker an ihrer Geschichte verzweifeln machen musste, verstanden es viele Schweizer, gläubige wie ungläubige, als Bestätigung eines auserwählten Volkes. Auserwählt vielleicht nicht von Gott, sondern durchaus säkular und dank eigenem Verdienst: durch Kleinheit, Wehrwillen, Milizwesen, Demokratie, Neutralität. Wo die anderen gefallen waren, fallen mussten, vor Quisling über Barbie bis Ezra Pound, da war der Schweizer gleichsam von Natur immun. Gewiss, es gab die Verirrten: Pilet-Golaz, die Zweihundert, die Landesverräter und Mitglieder der SS. Nur waren sie, wie man ja bereits während des Krieges wusste, unschweizerisch, und als solche wurden sie auch, als die Gefahr vorbei war, marginalisiert oder bestraft. Es war ein Problem, das sich bei den Namen nennen liess, aber nicht an die Wurzeln der Identität rührte. Das Land ruhte in sich selbst und seiner Geschichte, was es gleichzeitig aus dem Gang der übrigen Welt herauslöste, über diese enthob. Im Kalten Krieg fanden sich die 1940 ihrer Ohnmacht bewusst gewordenen europäischen Kleinstaaten in mächtigen Bündnissen wieder, im Westen durchaus freiwillig, die Schweiz aber, wirtschaftlich, politisch und historisch der NATO viel näher stehend als etwa Italien oder gar die Türkei, blieb abseits in der Neutralität, die vor Hitler gerettet hatte und es auch vor Stalins Erben tun würde. Aussenpolitik wurde auf Handelspolitik reduziert, die globale Präsenz dem Roten Kreuz übertragen, die Neutralität zum Dogma erhoben, das mehr im Volk als bei den Behörden mit einer Absage an die – im Unterschied zur Schweiz unzulänglichen – internationalen Organisationen und Ordnungsversuche einher ging: Allenfalls würde eine dereinst geläuterte Welt eines Tages der Schweiz beitreten dürfen, das Umgekehrte war unvorstellbar. Was hatte ein durch die Geschichte bewährtes und bestätigtes Modell im Sumpf der internationalen Politik zu gewinnen, was aber alles zu verlieren – zumal die Unschuld und das gute Gewissen? Die genuine Schuldunfähigkeit des neutralen und unbehelligten Kleinstaats wurde zur Denkschablone einer ganzen Nation, die auch bei eigenem Versagen nur genau hinzusehen brauchte, um den Fehler bei den anderen zu finden. Gewiss, die schweizerische Flüchtlingspolitik im Krieg war grausam; aber war sie nicht ohnmächtige Konsequenz der

deutschen Verfolgungen einerseits, der fehlenden amerikanischen Hilfsbereitschaft andererseits; gewiss, es war unfein, Raubgold anzukaufen; aber schliesslich waren es die Deutschen, die es gestohlen hatten, und die Amerikaner, die uns durch ihre Blockadepolitik zu solchen Transaktionen zwangen.

Ein solchermassen unschuldiges Land wurde durch die seit 1996 intensiv wiederholten Vorwürfe zutiefst erschüttert. Fassungslosigkeit herrscht nach wie vor, Fassungslosigkeit, dass wir mit dem grössten Verbrechen der Menschheit in Verbindung gebracht werden, manchmal wider besseren Wissens, in anderer Hinsicht aber durchaus zu Recht. Gewohnt waren wir an unsere Kleinheit, die uns nur übrigliess, als Objekt der Grossmächte dem Unrecht Widerstand zu leisten und uns so die Unschuld zu bewahren. Und nun stehen wir da, und kein Fremder versteht uns, denen die fremden Nöte so lange fremd geblieben waren, keiner versteht uns, wenn wir als Opfer von Druck und Erpressung uns empfinden – im Konflikt mit Juden, die Opfer ganz anderer Dinge geworden sind. Vermutlich sind wir nicht so klein, so schuldlos, so Opfer, wie wir es lange sahen.

Guido Koller

# Geschichte und Erinnerung

## Bemerkungen zur Debatte über die Schweiz und den Holocaust

Geschichte hat Hochkonjunktur in der Schweiz. Politik und Medien haben die Vergangenheit als aktuelles Thema entdeckt und dieser Aktualität einen programmatischen Titel verliehen: *Aufarbeitung der Vergangenheit*. Diese begriffliche Konstruktion bezeichnet in Deutschland nicht nur einen bestimmten Zugang zur Vergangenheit, sondern «löst» darüber hinaus ein wesentliches Problem – das Problem der Legitimation nationaler Kontinuität vor dem Hintergrund der im Namen des deutschen Volkes begangenen Verbrechen im Zweiten Weltkrieg. *Aufarbeitung der Vergangenheit* weist das Vergangene, das Schuld begründet, einem eigenen diskursiven Ort mit seinen Institutionen der Erinnerung und rechtsstaatlichen Bewältigung zu.

In der deutschen Schweiz ist diese begriffliche Konstruktion nach deutschem Muster übernommen worden, um den Zugang zu ei-